

der Arbeit von Dieter Hoffmann-Axhelm. Es ist fraglich, ob man einer solchen kaputten Sprache gegenüber über ein Phänomen Kükelhaus sprechen kann, der ein Meister der Sprache war – als Basis seines Lebens und Wirkens. Der Autor vermutet richtig, daß der Begriff „Sinnlichkeit“ in der Artikelüberschrift in Verbindung mit Kükelhaus ein Mißverständnis – oder zumindest mißverständlich – ist. Daß aber nahezu jedes Wort von H.-A. ein Mißverständnis birgt, könnte nur offenbart werden, wenn man jedes geradgerückt.

Ich will mich auf einiges Markante beschränken.

„Sinnlichkeit“ hier leitet sich vermutlich ab von Sinnhaftigkeit, d. h. Übung und Gebrauch aller unserer Sinne zu jedem Werk, zu einem vollen menschlichen Leben überhaupt. *Darauf* zielen *alle* Lebensüberlegungen, alle immer neuen Wege Hugo Kükelhaus': auf ein voll gelebtes Leben, das jeder in sich selbst erzeugt. Die Genauigkeit des Handwerkers verbietet Gefühlsduselei, Hochstilisieren zur Heilslehre oder zum Guru. Noch in den letzten Monaten erlebte ich, wie H. K. vor einer Vorlesung sofort und energisch reagierte, als man faulen Zauber um ihn treiben wollte: „Ich mache kein Theater!“

H. K. „fand nicht erst im Alter seine Resonanz wieder“, wie H.-A. zu wissen meint, sondern war über alle Jahrzehnte des langen Lebens in gleicher Intensität schöpferisch tätig. Wo er erschien, hinterließ er starke Wirkung und Einflußbereiche und Werke überall. Vieles ist uns heute selbstverständlich, was er unermüdet gelehrt hat – vieles ist nur von wenigen umgesetzt worden und hart noch der Übertragung ins Allgemeine. Das ist Aufgabe derer, die Kükelhaus nach seinem Tode vorstellen wollen: Seine ungezählten Hinweise zu verdeutlichen.

Der Verfasser des Artikels hat noch nicht einmal die Spitze des Eisbergs des Kükelhaus'schen Gesamtwerkes gesehen, geschweige denn erkannt. Wenn er „Eintönigkeit“ zu finden glaubt in diesen so farbigen Daseinsäußerungen oder „Durcheinander“ in der wohlgedachten Fülle, dann hat er eben weder gelesen noch begriffen. Wenn jemand meint, daß bei H. K. „etwas zu holen“ sei, der lese die Antwort aus seinen Schriften. „Es gibt bei mir nichts zu holen, es sei denn, du erzeugst es selbst“ – so ähnlich ist die immerwiederkehrende Antwort. Und „Alles ist schon gesagt worden“ „Ich bringe nichts Neues“, hätte der Autor hören und lesen können, wenn er so besorgt um die „Botschaft aus zweiter Hand“ ist. Die Einmaligkeit der Person und des Werkes Hugo Kükelhaus' wird sich in der Folge denen eröffnen, die sie zu fassen fähig sind. Seine „Quellen“ hat H. K. immer genannt in Büchern, Schriften und bei Vorträgen: „Schreibt euch die Namen auf!“. Ihm war die Überlegenheit eigen, Können und Größe zu bewundern und überall auf sie aufmerksam zu machen – bis zur Selbstverleugnung. „Balance“ ist keine Unentschiedenheit, sondern Entscheidung dazu Gegensätze in sich auszutragen, u.s.w., u.s.w. – Wort für Wort mißverstanden –

Was aber nicht mehr mit Mißverständnis zu entschuldigen ist, sondern an Fahrlässigkeit grenzt, ist,

daß der Autor seine eigenen Überlegungen über „Vergangenheitsbewältigung“ ausgerechnet am ungeeignetsten Objekt, nämlich Hugo Kükelhaus, festmacht. Rudolf zur Lippe schließt seinen Rückblick dahin mit der Feststellung: Hugo Kükelhaus schloß sich dem Kreis des Widerstandes an. So und nicht anders sind die Tatsachen. Wer die Jahre 1933–45 nicht miterlebt hat, kann nur mitsprechen nach gründlichem Studium des Widerstandes, der Immigration. Oder er muß über längere Zeit in einer der heutigen Diktaturen leben, sie am eigenen Leibe spüren und die Menschen dort beobachten, die leben, lieben, lachen, arbeiten. Kükelhaus ist weder in eine Ideologie, noch in eine Zeitströmung zu pressen – wie Goethe nicht, sein großes Vorbild.

Ehe man solche Worte drucken läßt sollte man sorgfältig recherchieren. An dieser Stelle sah ich mir das Umschlagbild des Heftes nochmals an. Nun schien es mir leider, vielleicht unbewußt, auf einen Teil des Inhaltes hinzuweisen: Die klaren Züge des Verstorbenen und seine außergewöhnliche Handschrift wurden verwischt, „verfremdet“.

Schade, Herr Kuhnert, um Ihr schönes Heft und um das Andenken Hugo Kükelhaus'.

Annemarie Barth

PS:

Nachzutragen wäre: *Albert* (nicht *Alfred*) *Renger-Patzsch* lebte zuletzt und starb 1966 in Wameln am Möhnesee. Zu gleicher Zeit lebte dort Hugo Kükelhaus, in enger Verbindung mit ihm.

Werner Lindner lebte zuletzt und starb (so viel ich weiß) in Hermannsburg. Schade ist, daß auf Seite 58 – ohne Kennzeichnung – in der zweiten Spalte ein neuer Aufsatz beginnt. Das macht die Verwirrung noch vollständiger.

Das entwickelte Bewußtsein allein genügt heute nicht mehr Anmerkungen zur „Grundrißkritik“ in 79 ARCH⁺

Alle Beiträge unter dieser Rubrik im letzten ARCH⁺-Heft wurden von Frauen geschrieben, sie versprechen, entweder den „frauenspezifischen Belangen in der Architektur“ auf die Spur zu kommen, oder den „Erfahrungen mit Kindern und ihren täglichen erfahrenen Einschränkungen“ im Sozialen Wohnungsbau Alternativen gegenüberzustellen. Beide Fragen sind übrigens nicht nur aus frauenspezifischer Sicht aufregend und wichtig. Besonders schade deshalb, daß bei den Antworten so wenig herausgekommen ist.

Was Nikolaus Kuhnert in seinem Editorial vorsichtig als die anspruchsvollen Aufgaben einer neuen Raumidee im (sozialen) Wohnungsbau vorzeichnet, nämlich Sinnesfreude in der Architektur und Ort für soziales Leben in Gemeinschaften *in einem* zu bieten, verdünnt sich in der Rubrik „Grundrißkritik“ zu einer oberflächlichen Mäkelei über Steckdosenanordnung und Schrankwandstellflächen, die auch ein pensionierter Bauaufsichtsbeamter nicht DIN-gerechter hätte formulieren können. Dabei sind es doch aber weiß Gott nicht fehlende Gästeöletten und rechts anschlagende Türen, die Kritik am

Grundriß herausfordern könnten, sondern Positionen und architektonisch-kulturelle Haltungen, die wieder traditionelle Wertvorstellungen einbringen. Für diese Tendenz stehen in 79 ARCH⁺ stellvertretend die Arbeiten von Rob Krier und Rudolf Link, aber auch von Heinz Bienefeld, wobei insbesondere die Beiträge von Rob Krier zur Architektur- und Städtebaudiskussion so umstritten wie seit Jahren bekannt sind. Was sich mit diesem Architekturverständnis – vermittelt über das Medium auch als gesellschaftliche, soziale Perspektive – andeutet, ist durchaus ambivalent zu sehen. Diese Position aber überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen, ist schlicht ignorant und deshalb gefährlich.

Selbst wenn von dieser grundsätzlichen Auslassung einmal abgesehen wird, bleibt unklar, wo Christiane Heidenreich und Karin Winterer in ihrer Kritik der Krierschen Torhäuser in der Ritterstraße die frauenspezifischen Belange einbringen. Hätte doch hier etwa das Verhältnis von Wohnhalle und Laborküche genug Stoff geboten, um über rollenspezifische Raumorganisation und denkbare Wandlungen zu phantasieren. Wie spannend wäre es gewesen, über Sinn oder Unsinn eines zentralen, familienbezogenen kollektiven Raumes nachzudenken: Schafft die heute durchschnittliche oder eine zukünftig denkbare Organisation des sozialen Lebens im Alltag eines wie auch immer gearteten Familienverbandes das Bedürfnis nach solchen Räumen? Wenn ja, wie müßten diese definiert sein, welchen Nutzungen dienen, welche Hausarbeitstätigkeiten ermöglichen? Bietet anstelle des repräsentativen Salons möglicherweise die Wohnküche den normalen, sozial angemesseneren Rahmen? Das hätte interessiert und nicht das subjektive Urteil, daß ein einsehbarer Eßplatz „Zwang zur Ordnung“ (Was heißt das am Tisch überhaupt?) schafft.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß so zentrale Fragen der Disziplin wie die städtebauliche Betrachtung von Architektur, die Wiederentdeckung des öffentlichen Stadtraums als notwendiges Pendant zum privaten Wohnraum, ja, auch die Organisation des Grundrisses nach dem Prinzip der Halle mancherorts nur deshalb wütende Kassandrarufer auslösen, weil sie von den „Falschen“ wiederentdeckt und in die Diskussion gebracht worden sind. Mögliche Folge solchen Rigorismus ist der zunehmende Rückzug aus der (gestalterischen) Verantwortung. Aus dem Text von Veronika Keckstein: „Der theoretisch-soziologische Teil stellte sich als ein spannendes und mühsames Unterfangen mit langen, engagierten Diskussionen heraus ... Aus unserer Analyse (...) entwickelten wir einen Katalog von konkreten Forderungen und Entwurfskriterien für die Umsetzung von baulich-räumlichen Zusammenhängen ... Die Grundrißanalysen sollten (...) eine kritische Einstellung zu Wohnungssituationen vermitteln und diese Einstellungen begründen helfen.“ Dieses Papier lese man gleich nochmal: Kein Wort vom eigenen (alternativen?) Entwurf, von sozialen und architektonischen Utopien, denen Gestalt gegeben werden soll, kein



Wort vom Eingreifen und Bessermachen. Das steht für Lehre an Hochschulen? Wir brauchen doch wirklich keine sozialwissenschaftlichen geschulten Bürokraten, die außerdem noch zu ihrer (im übrigen: unproduktiven) Berufsausübung auf jene Berufskollegen, die Häuser bauen, angewiesen sind. Wir brauchen viele bewußte Architekten, die im tiefen Ernst sozialer Verantwortung gestalterische Fähigkeiten erwerben konnten und die bereit sind, immer abgegrenzt, mit Lust an der demokratischen und ästhetischen Reform des Wohnens zu arbeiten. Die bereit sind, im wirklichen Leben, in ihrem Beruf, die Veränderung der Baupraxis Stück für Stück durchzusetzen – selbst, wenn sie dabei Fehler machen. Der Weg, alle Entscheidungsmacht den Betroffenen und alle Planungsgrundlagen der wackeligen sozialwissenschaftlichen Empirie zu überlassen, kratzt doch allzu leicht am Selbstbewußtsein und verstellt den Weg zu eigener Kreativität.

So darf es dann auch niemand mehr wundern, wenn heute, anders als vor gut zehn Jahren, die Anstöße für Diskussionen, die Versuche, eingefahrene Denkschemata und Lehrmeinungen aufzubrechen, die Offenheit für gestalterische und soziale Utopien oft – mit allen zwangsläufigen Fehlern – immer mehr bei jenen Architekten und Städtebauern anzutreffen sind, die arrogant als ästhetische Formalisten abgewertet wurden (und werden). Die politischen und sozialen Basisbewegungen hingegen zeigen sich auf diesen Feldern immer defensiver, manchmal sogar schon fast paralysiert in der Durchhalteparole, scheinbar errungene Positionen verteidigen zu müssen und in der irri- gen Annahme, dieses zu können, ohne immer wieder neu nach ihrer Tragfähigkeit und ihren Erweiterungsmöglichkeiten zu fragen.

„Die Phantasie an die Macht“ war einmal der Schlachtruf der kritischen Intellektuellen; *für* und nicht *gegen* etwas einzutreten war immer schon die notwendige Begründung des Anspruchs auf produktive Veränderung. Das Auseinanderfallen von politischer und ästhetischer Avantgarde, wie wir es immer zugespitzter erleben, hat durchaus seine historischen Parallelen, und bisher war stets die Folge, daß zuerst die unbequemen, nämlich die demokratischen und emanzipatorischen Anteile beiseite geschoben und unterdrückt wurden. Deshalb muß es heute gerade im Interesse der sozialen Basisbewegungen sein, den Dialog im Bereich von Architektur und Städtebau dort zu suchen, wo Berührungspunkte möglich scheinen und die Auseinandersetzung nicht mit dem Ziel des Rechtbehalt-